

RIKE IN PALÄSTINA – BERICHT no. 2

EIN TAG WIE JEDER ANDERE

Jetzt bin ich also tatsächlich schon ganze vier Monate hier. So langsam geht mir auf, welche Dimensionen ein *Jahr* hat. Ich habe zwar mittlerweile neunzehn davon hinter mir, aber noch nie eines unter diesen außergewöhnlichen Umständen verbracht. Ich muss gestehen, dass diese letzten zwei Monate rückblickend weit weniger ereignisreich waren als meine erste Zeit in Palästina. Vielmehr habe ich den Eindruck, jetzt einen regelmäßigen Alltag zu haben. Vielleicht habe ich mich an das tägliche Leben gewöhnt und das Leben in einer anfangs völlig fremden, exotischen Umgebung ist langsam aber sicher zur Routine geworden. Vielleicht kann ich angesichts dieses Eindrucks endlich davon reden, angekommen zu sein.

Dieser Alltag beginnt in der Regel vormittags, wenn ich aufstehe und, wenn die Sonne scheint, auf der Terrasse meiner Wohnung frühstücke. Meine Arbeit im SOS beginnt erst, wenn die Kinder gegen 2 Uhr von der Schule kommen. Das heißt, vormittags habe ich Zeit, regelmäßig ein wenig Organisations- und Schreibearbeit für meine sekundäre Organisation (Memoire de l'avenir) zu erledigen. Wenn ich dann das Haus verlasse, komme ich an der Werkstatt meiner Vermieter vorbei. Der Hausherr begrüßt mich immer freundlich, wenn er nicht gerade damit beschäftigt ist, Holzkreuze und andere Souvenirs anzufertigen, die denen in den Läden in der Bethlehemer Altstadt äußerst ähnlich sehen. Mein Weg zum Kinderdorf führt mich mitten durch die Altstadt Beit Sahours. Gewundene Straßen führen zwischen antik wirkenden Häuschen hindurch, manche Kurven sind so schmal, dass es mich immer wieder überrascht, wenn plötzlich ein Auto hindurchfährt. Wie kann das passen? Zwischendurch komme ich am Haus von Basima vorbei, einer älteren, immer grinsenden Waschfrau, die mich inzwischen Habibti nennt. Sie begrüßt mich jedes Mal, wenn sie mich sieht, und wir unterhalten uns immer ein wenig über das Wetter, ihre Kinder, dies und das. So gut es eben geht mit meinen gegenwärtigen Arabischkenntnissen. Sie lädt mich fast jedes Mal in die Wohnung ein, um mit ihr zu essen oder einfach nur zum Quatschen. Ab und zu willige ich auch ein. So habe ich ihre Kinder kennengelernt und ihren Mann, der im Gegensatz zu Basima fließend englisch spricht. Wenn er dabei ist, übersetzt er die Geschichten, die sie erzählt, wenn nicht, versuche ich mein Bestes, aus dem Kontext zu schließen. Manchmal klappt das, manchmal nicht. Aber das scheint sie nicht zu stören.

Beit Sahour schließt sich beinahe nahtlos an Bethlehem an, und mein weiterer Weg führt mich bergauf, bergab am Bethlehemer Stadtrand entlang. Nach der Ankunft im SOS bin ich dann auch entsprechend aus der Puste. Aber wenn ich dann in eins der Häuser gehe, werde ich immer wie selbstverständlich herzlich willkommen geheißen, ins Wohnzimmer oder in die Küche geführt und meist noch mit einem Getränk versorgt. Dann frage ich meist, ob es irgendwelche Englischhausaufgaben gibt, bei denen ich helfen kann. Wenn nicht, setzen wir uns entweder zusammen und basteln Origami-Figuren oder malen, oder wir gehen raus und springen Seil. Manchmal spielen wir auch fangen auf dem Spielplatz unten am Rand des Dorfes. Das hängt immer vom Wetter und von der Gemütslage der Kinder ab. Doch meistens sind sie begeistert über jeden Vorschlag, den sie hören. Ich habe auch oft den Eindruck, sie ignorieren den Fakt, dass ich nicht gerade flüssig arabisch spreche, denn sie reden auf mich ein, als wäre ich eine von ihnen. Natürlich ehrt mich das in gewisser Weise. Doch das hilft eben nicht, wenn ich sie nicht verstehe. Wenn das der Fall ist (was übrigens nicht mehr ganz so häufig vorkommt), bestehe ich entweder auf eine Erklärung, oder ich sage einfach „yeah!“ und

grinse. Ab und an geben sie sich damit zufrieden. Wenn nicht, wiederholen sie sich mehrere Male und fügen Gesten hinzu, bis der Groschen fällt. Oder sie regen sich über mich auf, wenn er nicht fällt. So verbringen wir den Tag. Oft werde ich auch zum Mittagessen im Haus eingeladen. Wenn die „Mutter“ dann einen himmlisch duftenden Berg Reis mit Hühnchenschenkeln und Gemüse aufischt, ist das einer der Höhepunkte des Tages.

Wenn es dunkel wird, verabschiede ich mich in der Regel und gehe nach Hause. Manchmal schaue ich auf dem Weg noch in der Bäckerei vorbei, um ein paar Leckerbissen für zu Hause zu kaufen, oder im Supermarkt für Lebensmittel. Zu Hause angekommen, ruhe ich mich aus von einem anstrengenden Tag, lerne arabisch, schreibe Mails an Zuhause, dies und das. Manchmal koche ich sogar. Wenn ich dann am Herd stehe, in meiner eigenen Wohnung, nur für mich selbst koche, fühle ich mich manchmal plötzlich unglaublich erwachsen.

IN DER WEIHNACHTSZEIT

In den letzten Wochen ist der Winter angebrochen. Bevor ich herkam, konnte ich mir beim besten Willen nicht vorstellen, dass es auch im Nahen Osten kalt werden kann, doch ich wurde schnell eines besseren belehrt. Obwohl es bis jetzt noch nicht geschneit hat, haben die Temperaturen zwischendurch unerwartete Tiefen erreicht und es regnet manchmal tagelang. Ab und zu habe ich mich also dazu durchgerungen, ein Taxi zum SOS zu nehmen, obwohl ich mir vorgenommen hatte, wenn möglich immer zu laufen, um fit zu bleiben und Geld zu sparen. Einmal ist pünktlich zum kalten Wetter das heiße Wasser in meiner Wohnung für ein paar Tage ausgefallen. Es war klar, dass ich mich nicht mit fünf-Grad-kaltem Wasser duschen würde, also habe ich improvisiert und in einem Topf kaltes und heißes Wasser, welches ich vorher gekocht hatte, gemischt und einen Waschlappen benutzt. Bei dieser Aktion war ich durchaus dankbar, in einem Umfeld zu leben, wo dies zu den Ausnahmen gehört.

In der Weihnachtszeit werden im gesamten Bethlehemer Großraum die Straßen geschmückt. An jeder Ecke werden Christbäume aufgestellt. Der am Nativity Square übertrifft an Größe und Pracht alle anderen in der Gegend. Von überallher tönen Weihnachtslieder mit altbekannten Melodien – und arabischen Texten. In meiner Zeit hier habe ich bis jetzt zumeist ausgeblendet, wie geschichtsträchtig dieser Ort eigentlich ist. Natürlich ist mir bewusst, dass die Geburtskirche religiös und auch kulturell bedeutend ist, doch wenn man hier für einen gewissen Zeitraum lebt und anfängliche Begeisterung des Neuen dem Alltag weicht, rücken solche Fakten eben in den Hintergrund. Wenn ich aber zur Adventszeit am Abend durch die uralten Gassen der Altstadt gehe, die nun von Sternlichterketten und Ornamenten in warmes Licht getaucht werden, rufe ich mir wieder ins Gedächtnis, wie heilig dieser Ort in gewisser Weise ist – selbst für nichtreligiöse Menschen wie mich.

Im SOS-Dorf organisiere ich meinen ersten kleinen Workshop. Ich habe mit Nabil, dem sozialen Koordinator, ausgemacht, dass ich für einen Tag den „Spielraum“ im Untergeschoss des Büros benutzen darf und trommle an diesem Tag sechs von den jüngsten Kindern zusammen. Nabil warnt mich noch – mehr als sechs Kinder könnten schwer zu kontrollieren sein! Ich winke innerlich ab, so schwer wird es schon nicht werden. Was für ein leichtsinniger Gedanke. Ich richte mich also mit den Kindern im Spielraum ein. Zunächst sind sie alle begeistert, als ich ihnen (auf Arabisch) erkläre, dass ich mit ihnen Weihnachtssterne basteln will und ihnen ein Beispiel zeige, das ich zu Hause vorbereitet habe. Aber schon als ich ihnen den ersten Schritt zeige, kommt

Verwirrung auf und ich helfe mehr oder weniger effizient bei drei Kindern gleichzeitig nach. Nach einer Viertelstunde ist das erste Mädchen abgelenkt von dem Spielzeug, welches an der Wand in den Regalen gebunkert ist, und weckt nach wenigen Augenblicken die Aufmerksamkeit von anderen Kindern. Ich protestiere kurz, dann beschließe ich, die Sache nicht so streng zu sehen und helfe den übrig gebliebenen zwei Mädchen, an ihren Sternen weiterzubasteln. Nach kurzer Zeit jedoch wird es so laut und chaotisch, dass ich noch einmal versuche, durchzugreifen und sie wieder an den Tisch zu kriegen. Ich gebe ihnen Stifte, damit sie ihre fast fertigen Sterne bemalen können. Das scheint zu wirken. Der Spielraum sieht jetzt jedoch ziemlich verwüstet aus. Aber als ich damit beginne, aufzuräumen, tun die Kinder etwas, womit ich beim besten Willen nicht gerechnet hätte. Nachdem sie die Hälfte der Zeit damit verbracht haben, durch das Zimmer zu toben und sich meinem Protest rebellisch zu widersetzen, stehen sie jetzt von ganz allein auf und räumen alles zurück an seinen Platz, ohne dass ich ein Wort gesagt habe. Stumm und etwas ungläubig sitze ich auf meinem Stuhl und sehe dem Schauspiel zu. Ich in deren Alter hatte garantiert nicht so viel Disziplin wie diese Kinder.

Dann kommen die Weihnachtsferien und dauern fast drei Wochen. Das heißt, das Dorf ist wie ausgestorben, bis auf zwei bis drei Häuser, wo die Kinder über die Ferien hierbleiben. Das heißt für mich, dass ich nicht wie normalerweise jeden Tag ein anderes Haus besuche, sondern auch mal zwei oder drei Tage hintereinander in einem Haus bleibe. Das läuft darauf hinaus, dass ich mit den Kindern und Müttern dieser Häuser innerhalb der Ferienzeit eine etwas engere Beziehung aufbaue als mit dem Rest des Dorfes. Die meiste Zeit des Tages verbringen wir am Tisch mit Basteln oder draußen mit Seilspringen. Manchmal sitze ich auch einfach mit der ganzen Familie im Wohnzimmer, gucke Zeichentricksendungen auf Arabisch und trinke Tee mit der Mutter.

BESUCH

Eines Tages meldet sich Johannes bei mir, ein Freiwilliger, der seinen Dienst gerade in Israel absolviert. Wir kennen uns von einem gemeinsamen Vorbereitungsseminar. Er fragt, ob er mal für einen Tag "rüber schauen" kann und natürlich lade ich ihn nach Bethlehem ein.

Gegen 10 Uhr morgens treffen wir uns an der Bushaltestelle *Babsakak*. Ich habe mir zugegebenermaßen nicht allzu genau überlegt, wohin wir gehen sollten und was wir uns anschauen sollten. Also machen wir uns nach Besichtigung der Geburtskirche (DIE obligatorische Station bei einem Besuch in Bethlehem) sowie einem kleinen Rundgang durch die Altstadt auf den Weg in Richtung der Mauer, ohne dass ich einen bestimmten Plan habe. Weiterhin habe ich auch noch nie zuvor auf eigene Faust die Mauer erkundet und kenne mich in deren Umkreis folglich auch nicht sonderlich gut aus, dies ist also die perfekte Gelegenheit, das zu ändern. Wir betreten das Aida Refugee Camp, das größte befestigte Flüchtlingslager in Bethlehem. Dort fragen wir uns durch, wo es denn zur Mauer geht und laufen zufällig einer kleinen Gruppe Touristen über den Weg, die gerade einer Erzählung ihres Guides lauschen. Wir überlegen einen Moment, dann schließen wir uns ihnen kurzerhand an.

Der Name des Guides ist Salah. Salah führt uns durch die engen Gassen des Aida-Camps zu einem Torbogen, den ein gigantischer Schlüssel krönt. Dort bleibt er stehen. Nachdem er uns ein paar Minuten lang staunen und die Köpfe recken ließ, beginnt er, zu erzählen: Dieser Schlüssel ist ein Symbol. Als 1948 im Zuge der ersten Vertreibungswelle palästinensische Flüchtlinge gezwungen waren, ihre Häuser zu verlassen, nahmen sie ihre Schlüssel mit, in der Hoffnung, irgendwann zu ihren Heimen zurückzukehren.

Viele Familien, die vertrieben wurden, bewahren diese Schlüssel bis zum heutigen Tage auf – auch wenn ihre Häuser längst nicht mehr existieren oder heute israelische Staatsbürger in ihnen leben. Salah führt uns durch das Camp weiter zum Checkpoint. Auf dem Weg begrüßen ihn viele Menschen, auch Kinder, mit denen er sich unterhält. Wir halten kurz an einem Spielplatz an, hinter dem die Mauer und ein paar Wachtürme, die nur geschätzte fünfzig Meter entfernt sind, aufragen. Salah macht uns darauf aufmerksam, dass über dem Fußballfeld ein riesiges, engmaschiges Netz gespannt ist. Er erzählt, dass dieser Platz oft von den Wachtürmen aus beschossen wird, meistens mit Tränengas. Wir gucken hoch. Auf dem Netz liegen unzählige kleine, silbrige Zylinder. Tränengaskapseln. Die israelischen Soldaten schießen Tränengas auf einen Spiel- und Sportplatz. Natürlich kommt da wieder die (inzwischen gewohnte) Frage auf: Warum? *Um zu provozieren*, sagt Salah nur. Damit müssen wir uns zufriedengeben. Eine wirkliche Antwort auf diese Frage gibt es wohl nicht. Nach einer Weile kommen wir am Checkpoint an. Hier steht direkt neben der Straße ein Wachturm. Dieser Wachturm ist meist in den örtlichen Nachrichten zu sehen, hier laufen zwei große Straßen zusammen und hier findet ein großer Teil der Clashes statt. Der Tower und sein Umfeld sehen ziemlich verwüstet aus. Überall sind Spritzer von geplatzten Farbbeuteln, die massive Betonwand ist verkohlt und schwarz, auf der Erde liegen Steine und Schutt. Und Murmeln. Sie werfen auch mit Murmeln auf die Soldaten. Neben dem Turm an der Mauer tummeln sich Graffitis. Salah stoppt an einer Straßenecke. Hier, sagt er, war beim letzten Clash ein Scharfschütze positioniert. Es gab auch zwei palästinensische Jungen, die von der Kugel eines Scharfschützen getroffen und getötet wurden. Er bückt sich und hebt eine Patronenhülse auf. Das hier ist eine, sagt er. Wir gucken uns auf dem Boden um und finden noch eine Hülse. Das hier ist die zweite, sagt er. Alle sind für einen Moment still und versuchen, die Situation zu begreifen. Ich frage mich unwillkürlich, ob nur Wahrheit in dieser makabren Anekdote steckt, oder ob er diese ein wenig zurechtrückt, um einen dramatischen Effekt zu erzielen. Aber dann denke ich, das ist völlig egal. Es macht keinen Unterschied, ob es diese spezifischen Patronenhülsen sind oder nicht – wir stehen dort, wo Menschen, Kinder ermordet wurden, und das ist ein Fakt. Ob es nun diese Hülse in seiner Hand war oder eine andere, spielt keine Rolle.

Gegen Ende der Tour führt Salah uns in einen winzigen Souvenirshop, der eine ungewöhnliche Wanddekoration hat: Es ist ein Original-Graffiti vom sagenumwobenen Street-Art-Künstler Banksy. Dieses Graffiti war schon vor dem Laden da. Eines Tages beschloss der jetzige Besitzer, der damals gerade seine Arbeit verloren hatte, dieses Kunstwerk zu konservieren und vor Verfall und Vandalismus zu schützen. Er brachte eine Glasplatte davor an und baute drum herum diesen kleinen Souvenirshop, in dem wir jetzt stehen. Salah setzt sich draußen hin und reibt sich die Augen. *There's a lot of gas*, sagt er zum wiederholten Male. Ich spüre hingegen kaum etwas. Aber er erklärt es mir: Es ist nicht direkt Tränengas, was die IDF (Israeli Defence Forces) benutzen. Es ist vielmehr ein Gemisch aus Tränengas und einem Nervengas. Der Haken daran ist, dass der Körper jedes Mal intensiver reagiert, je öfter er diesem Gas ausgesetzt ist. Ein Gascocktail, der bei jedem Konsum aggressiver wird. Das würde unsere unterschiedlichen Reaktionen erklären. Wir merken kaum etwas, es riecht vielleicht etwas stechend, während Salahs Augen tränen.

Gegen Abend bringe ich Johannes zurück zur Bushaltestelle und wir verabschieden uns. Es war ein langer, ereignisreicher Tag. Ich werde herzlich eingeladen, ihn und die anderen Freiwilligen in ihrer Einrichtung in Israel zu besuchen. Natürlich sage ich zu, innerhalb der nächsten Monate mal vorbeizuschauen. Er hat mir viel über die Arbeit und das Leben dort erzählt und Neugier ist geweckt. *Insch'allah*. So Gott will.



Auch die Straße zum Büro im SOS ist festlich geschmückt.



Wenn es warm genug ist, gibt es auch im Winter jedes Wochenende einen Malworkshop im Freien.